Illustrirtes Sonntags-Blatt
der
„Thorner Presse".
Verlag von C. Dombrowski in Thorn.

№ 6. | 2. Quartal. | 1887.

Die Geprüften.

Erzählung von Th. Aldermann.

(2. Fortsetzung.)

[6]

(Nachdruck verboten.)

Wohl bewegten Bruno noch oft die Thränen der Mutter, doch nur so lange er ihr Auge auf sich gerichtet fühlte. War er von ihr fern und sah ihr thränenreiches Antlitz doch noch im Geiste, so griff er schnell zu den berauschendsten Getränken, um Vergessen zu finden. Darin hatte der wilde John endlich den Vasallen gefunden, den er sich noch brauchbarer zu machen gedachte, und auf den Lippen der Mutter war jeder Vorwurf erstorben.

Heute war Bruno indeß erwacht, als ob die letzte Vergangenheit nichts mehr als ein schrecklicher Traum für ihn gewesen sei, aber auch gleichzeitig, als ob dieser schreckliche Traum ihn zum Fremdling in der Heimath verwandelt hätte. — Er sah sich in dem kleinen Stübchen um und der leere Raum, die kahlen Wände fröstelten ihn an. Wo hatte die Mutter nur das kleine Bild des Vaters im silbernen Rahmen hingehängt und die goldene Uhr, welche sie als erstes Geschenk von ihm erhalten? Beide theueren Erinnerungen einer glücklicheren Zeit hatte sie bisher selbst in größter Noth festgehalten, sie ihre Reliquien genannt, von denen sie sich nicht trennen könne. Und nun waren sie doch fort — vielleicht um seinethalben verkauft. Armes, gequältes Mütterchen, nun hast Du nichts mehr, als einen lasterhaften Sohn, der wohl begreift, daß Dir der Tod endlich werther, als das Leben erscheint.

In seinen nagenden Gewissensvorwürfen blickte der Jüngling ganz verzweifelt um sich; und als er seine Trompete an der Wand hängen sah, riß er das Instrument herunter, warf es zur Erde und trat mit den Füßen darauf.

„Bruno, bist Du Deiner Sinne nicht mehr mächtig? Unglückskind, was thust Du hier?" rief eine zitternde Stimme hinter ihm. Frau Roth war mit ihren leisen Schritten in das Zimmer eingetreten, ohne von dem Erregten gehört zu werden.

Bei ihren ängstlichen Zurufungen schreckte er jedoch mächtig zusammen, stieß die Trompete weit von sich und sank, ehe die bleiche Frau es hindern konnte, vor ihr in die Knie.

„Mutter! Mutter, rette mich, entreiße mich dem schrecklichen Leben, das ich bisher geführt habe, nur Dir allein soll mein besseres Dasein wieder gehören, Du hast es mir auch versprochen, Du hast in der Nacht gesagt, daß Du mich retten könntest, retten wolltest!"

„Zuerst sage mir, weshalb Du dort das unschuldige Instrument vernichten wolltest?"

„Es ist nicht unschuldig, es hat mich in das Verderben geführt."

„Mein Sohn, häufe nicht Vorwürfe, die Du Dir nur allein machen kannst, auf todte Gegenstände!"

„O Mutter, mich zermalmen die Vorwürfe! — Aber ich möchte ja gern ein anderer Mensch werden!"

„Sprichst Du wirklich im Ernst?"

„Ach Mutter, daß Du an meiner Besserung noch glauben könntest!"

„Bruno, ich will mich daran klammern, wie der Ertrinkende an seinem Rettungsboot; allein was Du sprichst, ist noch keine Handlung. Zu Deiner Umkehr gehört ein starker Wille und ein fester Charakter!"

„Ich will mir Charakterstärke erobern, wenn Du mich Unwürdigen nur wieder zu Dir erheben wolltest."

„Zu mir?!" Die bleiche Frau blickte schmerzlich vor sich nieder; aber wohl längst gewöhnt, alles Weh in sich zurückzudrängen, ging auch diese Bewegung schnell wie ein Farbenspiel durch ihre Züge hin.

„Mein Sohn," begann sie, indem sie mit ihrer weichen Hand über das wollige Haar Bruno's strich, da er noch immer vor ihr kniete, „sprich nicht von Umkehr, nicht von dauernder Besserung, denn wie wolltest Du Dich von Deinem bösen Geiste, dem wilden John, wohl befreien?"

„Von dem bin ich schon befreit, Mutter, und damit Du meiner Versicherung auch Glauben schenkest, will ich Dir meine vollste Schmach mittheilen!"

„Bruno!"

„O Mutter, erschrick nicht, ich selbst habe nichts begangen. John regte mich gestern zum Kartenspiel mit einem Fremden an, und obgleich



Kaiser Alexander III. von Rußland.

ich schon halb berauscht war, mußte ich doch sehen, daß er dem Fremden Geld stahl. Darüber empört, rief ich dem Fremden ganz laut zu, er möge sein Geld verstecken, ehe man ihm alles nehme. Nun brach ein Sturm los; Alle, außer dem Fremden, waren gegen mich, und als ich trotzdem bei der Wahrheit blieb und dem John alle Freundschaft zwischen uns kündigte, da warfen mich die Raufbolde, eben wie ich Dir's schon in der Nacht erzählte, auf die Straße hinaus."

„Zucke nicht zusammen, Mütterchen, denn Du hast das letzte grelle Bild von mir gesehen. Ich konnte wohl irren und sinken, aber Niemand auf Erden soll mich jemals einer schlechten Handlung zeihen. Und so hast Du nicht mehr zu fürchten, daß ich mit John noch ferner Gemeinschaft halten werde!"

Die bleiche Frau sah dem Sprecher mit unsagbaren Blicken in die Augen.

Er hielt die Prüfung aus.

Endlich sagte sie:

„Steh auf, Bruno!"

Er gehorchte, aber blieb vor ihr stehen.

„Bruno, wenn ich Dir wieder vertrauen soll, dann müßtest Du mir doch auch wieder zu allem Besseren folgen?"

„Das soll mir leichter sein, als Du glaubst. Aber wo ist der Weg, den Du mir ebnen wolltest?"

„Der ist bereits geebnet, beharrst Du im Guten, so hast Du ihn nur zu verfolgen; höre mich an!"

Und mit einer Lebhaftigkeit, welche das schmerzdurchwühlte Antlitz unendlich verschönerte, theilte Frau Roth dem Sohne ihren Besuch im Hause des Majors mit und wie man sie dort empfangen hatte.

„Sieh', mein Sohn," fuhr sie dann fort, indem sie dem Jüngling ihre beiden Hände reichte, „diesen Weg für Dich hat mich Gott finden lassen! Ich hatte, als ich zum Major ging, Alles auf Eins gesetzt! Hättest Du Dich jetzt, anstatt mir entgegen zu kommen, meinen Wünschen widersetzt, oder mich mit leeren Ausflüchten hingehalten, dann wäre der heutige Tag doch entscheidend für uns geblieben."

„Mutter!"

„Still, Kind, das ist nun vorüber, und so die Vorsehung will, lebe ich für Dich noch recht lange. Und wenn Deine Besserung dauernd ist und Du vom Wege des Guten nicht mehr weichest, dann ist Deine Mutter wohl die Letzte, welche Dir Deiner Verirrungen halber Vorwürfe machen dürfte — darüber sprechen wir noch einmal — nur nicht heute, wo wir noch so viel Wichtiges vorhaben," fuhr Frau Roth plötzlich schneller fort, gleich als ob sie die vergangenen Worte damit abschwächen wollte.

„Weißt Du, wo die Villa des Majors liegt? Gleich am Berge, wenn man zur Kapelle hinauf will."

„Ich kenne die Villa, liebe Mutter, und habe auch schon den alten Herrn mit seinem Diener gesehen. Aber da fällt mir was ein: Mütterchen, die Leute sagen, der Herr Major sei sehr wunderlich und auch ein wenig barsch."

„Dem will ich nicht widersprechen, wenigstens habe ich einen kleinen Vorgeschmack von seinem offenen, geraden Wesen schon gehabt," sagte Frau Roth ein wenig gedankenvoll.

„Doch Dich kann das nicht abschrecken. Im Gegentheil: die Strenge Deines zukünftigen Herrn könnte Dir am heilsamsten sein."

„Mütterchen, ich fürchte mich auch nicht, allein ich habe noch so viele andere Bedenken, die mich besorgen lassen, die Stellung zu erringen. Nicht wahr, auf den ersten Eindruck kommt es doch an: Nun sieh', wenn ich nun in diesem fahlen, abgetragenen Anzuge vor dem Major erscheine, mache ich doch sicherlich keinen guten Eindruck?"

„Nein! Allein dem habe ich auch vorgebeugt und Dir einen neuen Anzug gekauft, den Du zur Zeit erhalten wirst."

„Wie?" fragte Bruno, von einem Gedanken durchzuckt, der ihn sehr erregte; „Du hast mir einen Anzug gekauft? Woher nahmst Du das Geld dazu?"

„Laß das, Bruno!" entgegnete Frau Roth ausweichend.

„Nein, Mutter, darüber kann ich nicht schweigen, denn ich sehe die Uhr und das Bild nicht, Du hast beide Gegenstände verkauft!"

„Nur verpfändet, und was ich dafür erhielt, hat gerade hingereicht, Dir alles Nöthige anzuschaffen."

„Mutter, Mutter, werde ich Dir je vergelten können, was Du für mich thust? Aber Du sollst, wenn ich die Stellung bei dem Major erhalte, Deine Reliquien auch bald wieder haben!"

„Sprich jetzt nicht davon — Du meintest vorhin, Du hättest noch mehrere Bedenken, die Dich um Deine zukünftige Stellung besorgt machten."

„Ja, Mutter, wenn der Major mich etwa kennt oder Jemand in seiner Umgebung? Koburg ist zwar eine Residenz, aber doch immer eine kleine Stadt, in der man leicht bekannt wird, wenn —"

„Beruhige Dich darin, bis jetzt weiß man dort nichts von Dir. Ich will nicht leugnen, daß mich dieselbe Furcht beschlich, als mich der alte Diener, nachdem ich ihm meinen Namen genannt hatte, prüfend ansah und zögerte, mich seiner Herrschaft anzumelden. Aber meine Besorgniß war grundlos. Der Diener hielt mich wahrscheinlich für eine Bettlerin, denn hätte ihn der Name Roth an irgend etwas erinnert, er hätte es mir nicht vorenthalten, ebensowenig wie sein Herr, der Manches schon gesagt hat. — Aber sei auf Deiner Hut, denn was heute nicht ist, kann morgen geschehen, und sich gegen Verleumdungen vertheidigen, ist schwerer, als Wahrheiten bekennen. Daher rathe ich Dir: Dich so gegen den alten Herrn zu benehmen, daß Du ihm Achtung und Vertrauen einflößest und er eines Tages aus Deinem Munde das Geständniß Deiner Verirrungen erfährt, freilich gehört Muth dazu, freiwillig ein solches Geständniß zu machen."

„Ich werde den Muth haben und zwar in der Erinnerung an Dich!"

„Doch sag', Mütterchen, was bewegt Dich? Du siehst mit einem Male so schmerzlich vor Dich nieder? Nun Du mir alle schwere Bedenken von der Seele genommen hast, wirst Du traurig?" sagte Bruno, indem er die Hand seiner Mutter erfaßte und ihr besorgt in das bleiche Antlitz sah.

„Ich bin nicht traurig, Bruno, aber Du sollst hören, was mich gerade jetzt bewegt. Im Hause des Majors sah ich eine Dame wieder, der ich schon öfters auf der Straße begegnet bin. — Dieses junge Mädchen hat einen unerklärlichen Eindruck auf mich gemacht. — So oft ich sie sehe, so oft muß ich mich auch bezwingen, die Blicke von ihr abzuwenden. — Seltsamerweise sieht auch sie mich so eigenartig an, und als wir uns Beide heute so unerwartet in einem Raume wiedersahen, hätte ich das Kind am liebsten in meine Arme geschlossen. — Du siehst, Deine Mutter kann mit offenen Augen träumen, aber der Traum ist schön — doch jetzt will ich draußen nach dem Feuer sehen, um Dir endlich das Frühstück zu bereiten!"

Und sich vom Sohne abwendend, der ihren Worten mit großer Aufmerksamkeit gelauscht, ging die bleiche Frau schnell hinaus, um vor diesem die aufsteigenden Thränen zu verbergen.

Am Nachmittag stand Bruno Roth mit dem Glockenschlag vier Uhr vor der Villa des Majors von Lingen und zog dort die Klingel. Die Thür ging auf und hochgehobenen Hauptes, in ganz anderer Haltung, als wie er in der vergangenen Nacht erschienen, stieg er eine mit Teppichen belegte Treppe hinauf.

„Ist der Herr Major zu sprechen?" fragte er oben denselben Diener, der seine Mutter für eine Bettlerin gehalten hatte, und der jetzt bei der Erscheinung des elegant gekleideten jungen Mannes schnell die Bürste aus der Hand legte, mit der er eben einen Sessel gereinigt.

„Jawohl, der Herr sind soeben vom Nachmittagsschläfchen erwacht. Wen soll ich melden?"

„Mein Name ist Bruno Roth!".

„Ah so," kam es in schnell verändertem und stark gedehntem Tone über des Dieners Lippen, indem er seine Bürste langsam wieder zum Vorschein brachte:

„Sie sind der Sohn von der Frau, die — na es sind heute noch viele Andere dagewesen, wer weiß, ob die Sekretariusstelle noch zu haben ist."

Und sehr schwerfälligen Ganges entfernte sich der Alte und ging den Korridor entlang, während Bruno ihm pochenden Herzens nachsah.

Nicht die Geringschätzigkeit des Dieners, der die Schwäche zu haben schien, Leute nach ihren Kleidern zu beurtheilen, und wenn er sich täuschte, diese die Täuschung fühlen zu lassen, hatte den jungen Mann getroffen, wohl aber dessen Worte — „Wer weiß, ob die Sekretariusstelle noch zu haben ist!"

Gütiger Himmel, wenn die Stelle nicht mehr zu haben war und er müßte zur harrenden Mutter hoffnungslos wie vor Jahren zurückkehren. An diese Möglichkeit hatten sie Beide kaum noch gedacht, als sie sich den Hoffnungen der Zukunft hingegeben. Aber wenn diese Möglichkeit eintrat, dann hatte es die Vorsehung bestimmt, daß Mutter und Sohn untergehen sollten. —

Diesem angstvoll aufregenden Zustande des jungen Mannes sollte indeß bald Erleichterung folgen; der alte Diener kehrte sehr schnell zu ihm zurück, mittheilend, daß sein Herr ihn erwarte.

Eine Stunde später befand sich Bruno wieder bei der Mutter, der Erwartenden freudestrahlenden Blickes mittheilend, daß der Major ihn unter den günstigsten Bedingungen engagirt hatte und er schon morgen in seine Stellung eintreten werde.

Die Mutter weinte vor Freuden und betete in der Einsamkeit, daß Gott ihren Sohn auf der Bahn des Guten erhalten möge. Allein so leicht macht der Himmel es dem Menschen nicht. — Für Bruno sollte noch mancher schwerer Augenblick kommen. Nicht nur, daß ihn der wilde John unablässig verfolgte und vor dem Unerfahrenen seine Schuld durch glatte Worte zu bemänteln suchte, indem er die Szene mit dem Fremden, dessen Geld er stahl, als einen Scherz darzustellen verstand, nein, auch der Major stellte die Geduld des jungen Mannes oftmals auf die stärkste Probe. Ob mit Absicht, oder ihn zu prüfen, das konnte Bruno nicht ergründen, wohl aber fühlte er, daß seine Stellung nicht die glänzendste war und daß er oft nöthig hatte, die Mutter wie eine Schutzheilige anzurufen, um in Augenblicken der stärksten Versuchung auf seinem Posten auszuharren. Aber es war, als ob mit der Versuchung auch seine Kraft wuchs, denn allmälig lernte er das Wesen des Majors mehr kennen und fand sich in dessen Launen und Stimmungen hinein. Und endlich fühlte er sich so fest auf der Bahn des Guten, daß er dem wilden John wie einem giftigen Insekt auswich und dessen Drohungen und Racheschwüre verachtete.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frau im Spiegel der Weltliteratur.

Studien u. Plaudereien von Arthur Zapp.

(Nachdruck verboten.)

Es gewährt ein eigenthümliches Interesse, den Unterschied zu beobachten, welcher in fast allen zivilisirten Ländern zwischen der gesetzlichen und der gesellschaftlichen Stellung der Frau besteht. In Frankreich hat die Frau von jeher in der Geschichte, in der Literatur und in der Gesellschaft eine höhere Rolle gespielt, als in irgend einem andern Lande der Welt. Sei es in guter, sei es in böser Weise, in keinem anderen Lande haben die Frauen einen so großen Einfluß auf die Gestaltung der öffentlichen Dinge gehabt, wie in Frankreich. Namen von der Bedeutung für die politische Geschichte des Landes wie der einer Jeanne d'Arc und einer Marquise Pompadour hat kein anderes Volk aufzuweisen. In der Zeit der Revolution sehen wir die Frauen an der Seite der Männer das Schaffot besteigen, was später eine Frau zu dem Ausruf veranlaßte: „Wenn Ihr uns gestattet, das Schaffot zu besteigen, warum wollt Ihr uns nicht erlauben, die Tribüne zu betreten?" Ferner ist es bekannt, welchen Einfluß auf die Literatur in Frankreich jene literarischen Salons (Bureaux d'esprit) hatten, in denen die Frauen dominirten, und ebenso kennt man die präponderirende Stellung der französischen Frau in der Familie.

Betrachtet man nun die französischen Gesetze, so findet man, daß hier gegen die Frauen mit einem wahren Barbarismus verfahren ist. Dem gewissenlosen Mädchenbetrüger kann auf gesetzlichem Wege nicht ein Haar gekrümmt werden, und in allen Dingen, die sich auf Besitz und Erbschaft beziehen, ist es dem französischen Gesetzgeber viel mehr darum zu thun gewesen, den Mann zu schützen, als die Frau. Blättert man in den französischen Gesetzbüchern, so fühlt man sich zu der Frage gedrängt, ob denn die Bezeichnung das „schwache Geschlecht" sich nicht vielleicht auf die Männer beziehe, da man doch nur gewöhnt ist, die Schwachen mit einem solchen Wall von Schutzmaßregeln umgeben zu sehen.

Genau das gegentheilige Verhältniß findet in Ungarn statt. In dem Lande der „ritterlichen Magyaren" ist weder in der Geschichte, noch in der Literatur irgendwo von der Frau in hervorragender Weise die Rede. Sei es, daß die Nation sich im Glück befinde, sei es, daß das Unglück sie verfolge, im Buche der Geschichte findet man von der Frau kaum eine ernstliche Spur. Schlägt man aber das ungarische Gesetzbuch auf, so findet man überall die liberalsten Bestimmungen, wo es sich um die Frauen handelt. Es giebt in Ungarn kein Gesetz, das die Frauen von der Theilnahme an den Staatsgeschäften ausschlösse, wohl aber vertheidigt man sie überall in ihren Besitzrechten.

Aehnlich wie in Frankreich liegen die Verhältnisse für die Frauen in gesetzgeberischer Hinsicht in England. Bis zum Jahre 1870 gestattete es das englische Gesetz, daß der Mann über das Vermögen seiner Frau ganz frei verfügen, daß er es verschenken konnte, wem er wollte, daß er es vererben konnte auf jede ihm beliebige Person. Diese Freiheit machte die entsetzlichsten Ungerechtigkeiten möglich, und erst im Jahre 1870 besserte das englische Parlament ein wenig diesen Zustand, der in Schottland noch immer fortbesteht.

Dasjenige Land, in welchem zwischen der sozialen und der gesetzlichen Stellung der Frau die meiste Harmonie herrscht, sind die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, das Eldorado der Frauen. Die politische Gleichberechtigung haben trotz lebhafter Agitationen die Frauen auch dort im Großen und Ganzen nicht erringen können, aber nirgendwo anders sorgt das Gesetz in so eingehender, liebevoller Weise für den Schutz der Frauen und in keinem anderen Lande der Welt ist die Frau in der Gesellschaft und in der Familie so hochgestellt, wird ihr überall von der Männerwelt mit so wahrer und tiefer Achtung begegnet, als in der großen nordamerikanischen Republik.

Nach Vorausschickung dieser allgemeinen Bemerkungen über die verschiedenartige Stellung der Frauen in Staat und Gesellschaft will ich nunmehr zur Besprechung einiger Bücher übergehen, die während der beiden letzten Jahrzehnte über die Frauenfrage erschienen sind. Den Damen natürlich den Vorzug lassend, wollen wir uns zuerst mit einigen von Frauen geschriebenen Werken beschäftigen. Da ist vor nicht langer Zeit in England ein Buch veröffentlicht worden mit dem Titel: „Die Frauenfrage", auf dem zwar kein Verfasser genannt ist, dem man aber bei näherer Bekanntschaft unzweifelhaft ansieht, daß es das Werk einer Frau ist. Auch an diesem Buche macht man, wie bei allen von Frauen verfaßten Werken über die Frauenfrage, die charakteristische Beobachtung, daß derjenige Theil, der sich mit der Kritik der Fehler der Frauennatur und der Frauenerziehung beschäftigt, viel eingehender und mit weit mehr Lebhaftigkeit behandelt ist, als der andere, der von den positiven Reformvorschlägen handelt. In dem genannten Buche spricht die Verfasserin von der Erziehung, der Arbeit und der Stellung der Frau in der Familie, und nachdem sie alle Fehler der Frauenerziehung geschildert hat, gelangt sie schließlich zu der Entdeckung, daß unter den englischen Frauen neuerer Zeit eine entsetzliche Epidemie wüthe. Diese Krankheit, aus der kaum jemals ein weiblicher Mensch gerettet werden könne, heißt der Typhus des Romanelesens. Diese große, gefährliche Krankheit äußert sich in verschiedenen Arten. Erstens so, daß der Patient lange Stunden bei einem absurden Roman verbringt, daß er die Unterhaltung meidet, das Studium haßt, vor Spaziergängen eine krankhafte Abneigung hat, alle körperlichen Uebungen verabscheut, die gesunde Nahrung nicht mag und sich nur von Süßigkeiten nährt. Seine Augen sind matt, seine Rede wird langweilig — wenn er überhaupt spricht, wozu ihm selten Zeit bleibt, da der Unglückliche ja in jedem Monat hundert Bände der Leihbibliothek verschlingen muß.

Zu Anfang der Krankheit kann man konstatiren, daß der Patient den einen Roman dem anderen vorzieht, etwa das heitere Genre mehr liebt, als das traurige, später aber verschwindet auch das und es kommt dem Kranken nicht mehr auf die Qualität an, nur noch auf die Quantität. Das Lesen gewährt ihm eine gewisse mechanische Befriedigung und ist die Krankheit einmal chronisch geworden, dann hört der Patient auf, sich für die größten Dinge zu interessiren, zuweilen selbst für die Medisance bei Kaffee- und Theetisch, was bei Frauen immer ein Zeichen sehr ernsten Unwohlseins ist. Thut man nichts gegen das Uebel, so wird dasselbe immer schlimmer und „ich gebe Ihnen die Versicherung", schließt der Autor, „daß ein junges Mädchen, welches sein Leben damit verbringt, daß es, auf dem Kanapee liegend, sich mit schlechten Romanen füttert, nichts Besseres thut, als ein junger Mann, der seine Gesundheit und sein Leben dem Branntwein oder dem Kartenspiel opfert."

Welches ist nun die Ursache dieses Uebels?

„Die Ursache dieses Uebels", sagt die Verfasserin, „liegt in der Erziehung, denn man hat dieses junge Mädchen ebenso erzogen, daß es nur Romane versteht, und man hat es nicht daran gewöhnt, daß es sich für ernste Dinge, sagen wir für einen politischen Leitartikel oder für einen Parlamentsbericht, oder auch für eine naturwissenschaftliche Abhandlung interessire. So verdirbt und stirbt aller Reiz ihres Geistes und ihres Körpers im Umgange mit diesen geistlosen Liebes-Historien."

Wenn man nun auch der englischen Schriftstellerin insoweit beistimmen muß, als sie sich tadelnd über das entnervende Viellesen geistloser literarischer Machwerke ausspricht, so kann man ihr doch nicht Recht geben, wenn sie verlangt, daß die gebildete Frau ebenso wie der gebildete Mann auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens und der Wissenschaft zu Hause sei. Man braucht nicht auf dem Standpunkt derer zu stehen, welche die Geister und Wissenschaften klassifiziren und sagen: Dies ist eine Männerwissenschaft und dies ist eine Weiberwissenschaft — um eine eingehendere Beschäftigung der Frauen mit politischen Fragen unpassend zu finden. Es würde doch zu nichts weniger als wünschenswerthen Zuständen führen, wenn der Mann am häuslichen Herd von seiner schöneren Hälfte mit politischen Auseinandersetzungen regalirt würde.

Eben so wenig freilich kann ich auf der anderen Seite mit solchen sympathisiren, die der Unwissenheit der Frauen die weitesten Konzessionen machen. Es giebt unter diesen, um nur eines ganz gewöhnlichen Beispiels zu erwähnen, viele Männer, die den Frauen fortwährend erzählen, daß der höchste Reiz eines Frauen-Briefes in — den orthographischen Fehlern bestände. Wenn ich eine Frau wäre, ich würde diese Art von Galanterie für eine der stärksten Beleidigungen ansehen. Es gehört nach meiner Meinung ein sehr wunderbares Begriffsvermögen dazu, um einen Unterschied zu entdecken zwischen den orthographischen Fehlern, die von einer Frau und solchen, die von einem Manne herrühren. Andere freilich sind anderer Ansicht und giebt es auch solche unter uns Männern, die mit Talleyrand glauben, die vollkommensten Frauen müssen zugleich auch vollkommen albern sein. Und bei ihm war das nicht nur Theorie, denn er — einer der geistvollsten Staatsmänner Frankreichs — heirathete in der That die albernste schönste Frau des damaligen Frankreich. Als ihn einmal Jemand fragte, warum er denn eine so dumme Frau genommen habe, da antwortete Talleyrand mit starker Ueberzeugung: „Weil ich eine Dümmere nicht habe finden können."

Meine Meinung geht dahin, die Frau solle sich mit jeder Wissenschaft in dem Maße beschäftigen, in welchem sie dieselbe aufzufassen versteht. Das ist aber eine ganz persönliche Sache. Die Wissenschaft ist ein gemeinsames Gut, dessen Genuß allen Menschen zugänglich sein soll, ohne Unterschied des Standes und des Geschlechts. Wenn die Frauen für manche Arten der wissenschaftlichen Thätigkeit nicht so befähigt sind, wie die Männer, so liegt das in dem Unterschied, den die Natur in der Organisation des Mannes und der der Frau gemacht hat.

Weit schärfer noch als die englische Schriftstellerin tritt die deutsche Vorkämpferin der Frauen-Emanzipation, Frau Hedwig Dohm, für die Gleichberechtigung der Frauen ein. Sie sagt in einer ihrer Schriften unter Anderem: „Es giebt überhaupt gar keinen weiblichen Geschlechtsberuf, sondern nur einen allgemeinen menschlichen und einen individuellen" — und sie folgert hieraus, „daß Männer und Frauen innerhalb ihres allgemeinen menschlichen Be-

rufes auch nicht der geringsten Einschränkung durch die natürlichen Verschiedenheiten des Geschlechts unterworfen wären oder unterworfen werden müßten.“ Ferner fordert Frau Dohm, daß Mädchen-Gymnasien errichtet werden müßten, in denen die Mädchen ebenso wie die Knaben zum Studium auf der Universität herangebildet werden könnten. Sie vergißt jedoch, dabei in Betracht zu ziehen, daß ein junges Mädchen, welches sich im Stadium der Entwickelung zur Jungfrau befindet, schwerlich ohne ernste Gefahr für ihre Gesundheit eine die angestrengteste Arbeit erfordernde Gymnasialbildung sich aneignen könnte. Ebensowenig berücksichtigt sie bei lerinnen, die allezeit von dem Manne als einem „gewaltthätigen Tyrannen“ und von der Frau als der „Sklavin des Mannes“ sprechen.

Miß Emma Webb hegt eine bessere Meinung von der Machtvollkommenheit und von dem Einfluß der Frau auf die Entschließungen und Handlungen des Mannes, und sie äußert sich in dieser Hinsicht in einem „Das wahre Ritterthum des Weibes“ betitelten Essay unter Anderem in dieser Weise:

„Ich kenne keinen widerlicheren, keinen abstoßenderen Anblick als den eines Mannes, der sich zum Weibe zu machen sucht — wenn es nicht etwa der eines Weibes ist, das sich zum Manne zu machen bestrebt. Solche geistigen, über das Weib. Es giebt auf der Welt keinen solchen Gewalthaber, wie die Frau es sein kann, wenn sie will. Aber ihre Herrschaft muß sie mit Sanftmuth und Liebenswürdigkeit ausüben. Gelüstet es den Frauen noch nach weiterer Ausdehnung ihrer schon fast unumschränkten Gewalt? Durch Theilnahme an öffentlichen Versammlungen können sie nicht dazu kommen, sondern nur die Macht verlieren, welche sie jetzt besitzen. Durch die Stimmzettel wird das Weib nie eine solche Macht über den Mann ausüben können, wie sie es jetzt durch den Zauber der Weiblichkeit thut. Ein einziges gebildetes, bescheidenes, hingebendes Weib wird in häuslichen Kreisen, wenn sich

Humoristisches.



Aschermittwoch.

„Alle haben mich verlassen. Nur du allein bist mir geblieben. — Morgen früh werde ich dich heirathen!“



Selbstgefühl.

„Der Meester sagt jedes Mal, wenn er mir sieht, ick wäre ein schmutziger Kerl, un dabei, wenn die Woche 'rum is, da is mein Handtuch immer det reenste!“

ihrem Verlangen, daß den Frauen der Zutritt zu jeder Thätigkeit im öffentlichen Leben gestattet werden solle, den Umstand, daß jede Stellung im öffentlichen und im privaten Dienste eine regelmäßige, ohne Unterbrechung andauernde Thätigkeit erfordert, wovon doch bei den Frauen, wenigstens bei den verheiratheten, nicht die Rede sein kann.

Des Kontrastes wegen will ich jetzt einige Aeußerungen einer amerikanischen Dame folgen lassen, die eine ganz andere Auffassung hat von der Stellung und dem Beruf der Frau, als die deutsche und englische Schriftstellerin. Diese Amerikanerin stimmt nicht mit ein in den Ruf jener sich entrüstenden Frauenrecht- sittlichen und beruflichen Verirrungen sind stets wider die Natur, und wo sie nicht der Thorheit entspringen, da müssen sie ihren Grund in der Verderbniß haben. Die zarte, sanfte, überzeugende Gewalt der Anmuth macht das Weib tausendmal mehr fähig, den starren Sinn eines Mannes zu brechen, als die klobigen Argumente der starkgeistigen oder vielmehr starkzungigen Weiber, welche sich jetzt in der Welt breit machen. Die Zunge eines zornigen Weibes ist in der Gesellschaft dem Manne gegenüber so machtlos, wie das Lächeln der Liebe und Bescheidenheit allmächtig ist.

Das Weib übt mindestens ebensoviel Despotismus über den Mann aus, wie der Mann die Gelegenheit dazu bietet, mehr auf die Gesetzgebung des Landes influiren können, als zehntausend Blaustrümpfe, welche ihrem Herzen auf Konventionen Luft machen.“

Das sind sicherlich goldene Worte, die gewiß in jedem, wahrhaft weiblich fühlenden Frauenherzen lebhaften Widerhall finden, und sie fallen um so schwerer in's Gewicht, als sie gerade in dem Vaterlande der Frauenrechtlerinnen gesprochen wurden, in dem klassischen Lande aller auf die Emanzipation des Weibes gerichteten Bestrebungen.

Im Ganzen nachsichtiger und anerkennender, als von ihren schriftstellernden Schwestern, werden die Frauen von den männlichen Schrift-



Der Lauscher. (Mit Text auf Seite 48.)

stellern beurtheilt, die über die Frauenfrage geschrieben haben. Die zahlreichsten und ernstesten Werke über die Frauenfrage hat die französische Literatur aufzuweisen. Bedeutende Männer, Koryphäen der Politik und der Literatur des Landes, haben es nicht verschmäht, diesem Gegenstande ihre Feder zu widmen. Jules Simon, der frühere Unterrichtsminister, hat eine ganze Anzahl von Werken über die Geschichte, die Erziehung und den Beruf der Frauen geschrieben. Denselben Gegenstand behandelte ein anderer Staatsmann der französischen Republik, M. Waddington, ehemals Minister des Aeußeren, in mehreren Essays, die er in einer der angesehensten französischen Revue veröffentlichte. Auch der verstorbene Bischof von Orleans, Dupanloup, widmete den Frauen ein Buch unter dem Titel: „La femme studieuse.“ Der berühmte französische Philosoph Victor Cousin hat Jahre seines Lebens dem Studium der weiblichen Figuren der Geschichte Frankreichs gewidmet, und eines der schönsten Bücher, die je über die Frauen geschrieben wurden, ist das unter dem Titel: „La femme“ von Jules Michelet geschriebene Werk, das kein Geringerer als Friedrich Spielhagen in's Deutsche übertragen hat.

Michelet hat eine ungemein hohe Meinung von dem Beruf und der Macht der Frau und die Frau, in der er seiner Meinung Ausdruck giebt, ist eine so praktische und geistvolle, daß die Lektüre seines Werkes ebenso anregend auf den Geist, wie erhebend auf das Gemüth wirkt. Es [illegible] wird in der ganzen Weltliteratur kaum ein zweites Werk zu finden sein — etwa das eine ausgenommen, von dem ich zum Schluß dieses Aufsatzes sprechen will —, in welchem die guten Seiten der Frauennatur und des Fraueneinflusses so überzeugt und so überzeugend, in so schwungvoller und so beredter Weise gefeiert werden, wie in dem Buch Michelet's.

Man höre z. B. nur, wie er sich über die Bedeutung der Frau für den Mann und die Gesellschaft nach den verschiedenen Altersstufen ausspricht:

„Die Mutter, die an der Wiege ihrer Tochter sitzt,“ schreibt Michelet, „muß sich sagen: Ich habe hier den Krieg und den Frieden der Welt, habe, was die Herzen verwirren, oder den Frieden und die hohe, göttliche Harmonie verschaffen wird. Sie ist es, die, wenn ich sterbe, auf meinem Grabe, wenn sie zwölf Jahre ist, ihren Vater in den Himmel heben wird mit ihren kleinen Schwingen. Sie ist es, die mit sechzehn Jahren durch ein edles Wort den Mann über sich selbst hinaus erhebt, sodaß er spricht: Ich will groß sein.

Sie ist es, die mit zwanzig Jahren ihren von der Einförmigkeit des Handwerks ermüdeten Gatten neu belebt, und in der Wüste der Interessen und Sorgen ihm eine Oase schafft.

Sie ist es, die in schlimmen Tagen, wo der Horizont sich verdüstert, wo Alles verdorrt, ihm den Gott wiedergiebt, ihn den Glauben an ihrem Busen wiederfinden läßt.

Ein Mädchen erziehen, heißt die Gesellschaft erziehen. Die Gesellschaft kommt aus der Familie und die Harmonie der Familie ist die Frau. Die Erziehung des Mädchens ist ein hohes, ein uneigennütziges Werk. Denn Du erziehst sie nur, o Mutter, damit sie Dich verlassen und Dein Herz bluten machen kann. Sie ist einem Anderen bestimmt. Sie wird für Andere leben, nicht für Dich und nicht für sich selbst. Es ist dieser relative Charakter, der sie höher stellt als den Mann und aus ihn eine Religion macht. Sie ist die Flamme der Liebe und die Flamme des Herdes. Sie ist die Wiege der Zukunft, sie ist die Schule der Zukunft. Mit einem Worte: sie ist der Altar.“

In gleich schwungvoller Weise spricht Michelet an einer anderen Stelle seines Buches von dem Unterschiede der Erziehung und der Bestimmung des Knaben und des Mädchens. „Die Erziehung des Knaben im modernen Sinne,“ sagt er, „läuft darauf hinaus: eine Kraft zu organisiren, eine produktive, wirksame Kraft, einen Arbeiter zu schaffen. Der moderne Mensch ist nichts Anderes. Die Erziehung des Mädchens bezweckt: eine Harmonie zu schaffen, eine Religion zu schaffen. Die Frau ist eine Religion. Ihre Bestimmung ist der Art, daß sie in dem Maße für das gewöhnliche praktische Leben nützlich ist, je höher sie dasteht als religiöse Poesie. Bei dem Mann, wo der Hauptaccent auf den Nutzen fällt, kann die Produktivität getrennt sein vom Ideal. Die Kunst, mit ihren edlen Hervorbringungen, kann manchmal doch die Wirkung haben, daß der Künstler selbst den Adel verliert und wenig von der Schönheit bewahrt, mit der er seine Werke durchglüht. Nichts von alledem jemals bei der Frau. Die Frau, deren Herz prosaisch, die keine lebendige Poesie ist, keine Harmonie, dem Manne neuen Muth im Herzen zu entflammen, das Kind zu erziehen, beständig die Familie zu heiligen und zu adeln — sie hat ihre Bestimmung verfehlt und wird selbst in den gewöhnlichen Dingen nicht schöpferisch sein.“

Ein anderer, nicht minder berühmter Franzose, Ernest Legouvé, hat in seinem „Die Moralgeschichte der Frauen“ betitelten Buche in sehr scharfsinniger Weise dem Unterschied in der geistigen und moralischen Veranlagung der Frauen und der der Männer nachgeforscht. Die Quintessenz seiner Ausführungen läßt sich kurz in diesen Sätzen darstellen: Die Frau ist wenig fähig zu jeder geistigen Schöpfung, deren Vorbedingung das Genie ist, sie ist dagegen wohl befähigt zu jeder geistigen Arbeit, deren Vorbedingung nur das Talent ist. Was die Aufgaben des gewöhnlichen Lebens betrifft, meint Legouvé, so befindet sich die Frau unbedingt dem Manne gegenüber im Vortheil. Sie versteht besser zu rechnen, Ordnung zu halten und vorsichtig zu sein und besitzt darum mehr Eignung zur administrativen Leitung der Geschäfte, als der Mann. Der Mann versteht die große Spekulation, die Frau dagegen versteht den Erwerb. Die Fähigkeit des Mannes ist es, Geld zu verdienen, die Fähigkeit der Frau ist es, das Geld zusammenzuhalten. Gerade so drückt sich der Unterschied zwischen Mann und Frau überall dort aus, wo von Menschenkenntniß die Rede ist. Der Mann kennt besser die Menschen im Allgemeinen, die Frau dagegen kennt jene Menschen besser, in deren Kreis sie lebt. In der abstrakten Wissenschaft erhebt sich die Frau wohl zu dem Punkte, wo sie den Gedanken begreift, aber sie erhebt sich nicht dahin, wo die Gedanken geschaffen werden. Niemals hat eine Frau eine philosophische oder eine mathematische Entdeckung gemacht, mit einem Worte, hinter jedem Gedanken der Frau findet man einen Denker und die Frau giebt nur die äußere Form des Gedankens hinzu.

Daß dem wirklich so ist, geht daraus hervor, daß in der Kunst seit den ältesten Zeiten niemals eine Frau irgend ein großes Werk hervorgebracht hat, sei es in der Malerei, sei es in der Bildhauerei, sei es in der Musik. Und dieser letzte Umstand ist um so bemerkenswerther, da die Frauen zahlreicher sind als die Männer, welche sich mit Musik beschäftigen. Wir haben außerdem nicht eine einzige Tragödie, nicht ein einziges Epos, nicht ein einziges Geschichtswerk von einer Frau.

Dagegen giebt es drei literarische Gattungen, in denen die Frauen den Männern überlegen sind, diese sind: die elegische Dichtung, der Roman, der Brief, und schließlich sind sie uns überlegen in der Konversation, welche ihre angeborene Fähigkeit ist.

Aus alledem ergiebt sich, daß die Frau weit mehr als der Mann für die Schauspielkunst und den Gesang, d. h. dazu befähigt ist, die Werke Anderer darzustellen. Die Frau ist gewissermaßen als Schauspielerin geboren. Jede große Sängerin war mit zwanzig Jahren berühmt, denn die Erfahrung lehrt, daß zur Ausbildung einer Sängerin vier Jahre genügen, während zur Ausbildung eines Sängers acht Jahre nothwendig sind. In der Schauspielkunst haben wir junge Mädchen gesehen, welche sich bis zu einem Grade der Vollkommenheit erhoben, die Männer nur nach einem langen Leben der Arbeit und des Studiums erreichten. Was endlich die moralischen Eigenschaften betrifft, so steht es ganz außer Zweifel, daß die Frau in der Gesammtheit derselben höher steht, als der Mann.

Soweit der Franzose. Das deutsche Werk, mit dem wir uns jetzt beschäftigen wollen, gleicht dem eben besprochenen in vielen Punkten; auch in ihm wird der Eigenart der Frau in der liebevollsten und eingehendsten Weise nachgeforscht und auch die Resultate, zu denen der betreffende Autor bei seinen Nachforschungen gelangt, sind im Großen und Ganzen dieselben, wie die oben skizzirten. Dieses Werk, das den Titel „Das Weib“ führt und das von dem Verfasser, Du Mont, seiner Frau gewidmet ist, besteht aus 60 Kapiteln und versucht, alle Eigenart der Frau zu analysiren.

Was die moralischen Eigenschaften anbelangt: die Selbstlosigkeit, die Theilnahme, die Opferwilligkeit, so übertrifft, meint Du Mont, die Frau in diesen Punkten ohne Zweifel den Mann, der seinerseits an geistiger Begabung gemeinhin dem Weibe überlegen ist. Die Reflexion ist nicht Sache der Frau, dagegen ist sie reicher an Gefühlen, als der Mann, oder kurz zusammengefaßt: die Frauen urtheilen schlecht aus der Ferne und empfinden gut in der Nähe. Die Reflexion, der abstrakte Gedanke, ist ihnen nicht zugänglich, sie leben von der Autopsie, von der Anschauung. Darum haben sie im Allgemeinen wenig Sinn für den Staat, der nur eine Rechtsperson ist, welche man nicht sehen kann, während sie mehr Sinn haben für die Familie, welche überall zu beobachten ist. Darum geschieht es, daß auch die Religion für sie in einem ganz anderen Lichte erscheint, als für den Mann, was ein französischer Philosoph sehr treffend in diesen Worten ausdrückte: Für den Mann ist Gott etwas, für die Frau Jemand.

Weil hier von Gott die Rede ist, sei nebenher erwähnt, daß auch unser deutscher Schriftsteller erklärt, eine Frau, welche nicht im Besitz der höchsten männlichen Bildung sei, erscheine ihm sehr unglücklich, wenn sie des Glaubens entbehre. —

Ich komme jetzt zu dem letzten Werk, mit dem wir uns hier beschäftigen wollen. Es ist dies das Buch eines Italieners, das den Titel führt: „Die Physiologie der Liebe“. Der Verfasser, Paolo Mantegazza, ist ein Arzt, ein Professor der Universität Florenz, ein Senator des Königreichs Italien. Er ist ein Mann in hohem Alter, der bei allen seinen politischen und wissenschaftlichen Arbeiten noch Zeit findet, von der Frau zu sprechen, und das heißt bei ihm soviel, als die Frau verherrlichen. „Ich schreibe anders über die Frauen,“ sagt er, „als Andere, denn ich bin Italiener, und wir Italiener wissen besser zu lieben, weil unser Vaterland die Heimat der Harmonie und der Schönheit ist.“

Und in der That, selten ist die Frau schöner beschrieben worden, als von diesem Italiener. In jedem Verhältnisse weiß er neue Tugenden an ihr zu entdecken; immer schöner und heiliger

weiß er sie darzustellen und schließlich beendigt er sein Buch mit der Erklärung, daß er die Frau unter allen Umständen als ein Wesen betrachte, das höher stände, als der Mann.

Von uns Männern hat der galante Italiener überhaupt die denkbar schlechteste Meinung.

„Einen Mann zu fangen," sagt er an einer Stelle seines Buches, „ist die leichteste Sache von der Welt; man fängt ihn, wie die Fliegen, mit der freien Hand, mit ein wenig Zucker, mit allerlei Kleinigkeiten, vor Allem aber — mit Weihrauch. Das ist keine Kunst, viel schwerer ist es schon, eine Maus zu fangen, denn dazu ist schon eine Mausefalle nöthig."

Unter solchen Umständen ist es allerdings natürlich, daß es, nach der Ansicht dieses Autors, die Aufgabe der Frau ist, den Mann zu erziehen, und daß die Frau wie das vornehmste Wesen der Welt erscheint.

Um den Lesern noch eine deutlichere Vorstellung von der Denkweise Mantegazza's zu geben, lasse ich hier eine Episode aus seinem Werke folgen.

Der poetische Gelehrte spricht von den jungen Mädchen und er fragt: „Wie ist dieses göttliche Wesen zu uns Sterblichen auf die Erde gekommen?"

Seine Antwort liegt in dieser köstlichen Erzählung:

„Eines Tages rief Gott die Liebe, den Stolz und das Eigenthumsgefühl vor seinen Thron, um sie zur Rechenschaft zu ziehen für jene blutigen Fehden, welche sie fortwährend mit einander führten und in welche sie die unglücklichen Söhne Adam's mit sich rissen. Gott der Herr mag an diesem Tage in schlechter Stimmung gewesen sein, denn, nachdem er jeden Genius für sich und alle drei zusammen gehörig ausgezankt hatte, sagte er ihnen mit donnernder Stimme: Und nun erkläre ich Euch, wenn Ihr nicht den Streit einstellt und mir noch heute ein Zeichen Eurer versöhnlichen Gesinnung gebt, so müßt Ihr den Himmel verlassen und zur Hölle gehen!

Man kann sich die Lage der Schuldigen denken. Der Genius der Liebe sagte, der Stolz trage die Schuld an allem Unglück, der Stolz seinerseits schob alles Unrecht dem Eigenthumsrecht zu und der Letztere beschuldigte natürlich die beiden Anderen.

Gott der Herr wurde inzwischen ungeduldig und rief aus: Entweder Ihr bessert Euch noch heute, oder Ihr marschirt allesammt zur Hölle. Es bleibt dabei.

Da standen nun die armen Sünder vor der Thür Gottes und beschlossen endlich nach vielem Nachdenken, sie wollten ein Werk zu Stande bringen mit gemeinsamen Kräften, an dem Jeder von ihnen einen gleichen Antheil haben sollte. So schufen sie denn das junge Mädchen, bei dem man wirklich nicht sagen kann, welcher Genius an seiner Schöpfung sich zuerst betheiligt hat.

Als Gott der Herr dieses köstliche Werk sah, lachte er von Herzen und rief aus: Bei meiner Unsterblichkeit, ich sage Euch, etwas Schöneres hätte ich selbst nicht machen können."

Und Mantegazza fügt hinzu: „Wenn man jetzt, nachdem das junge Mädchen so viele tausend Jahre in der Welt herumgeht, Gott den Herrn fragen würde, wie er mit dem Werke zufrieden sei, ich glaube, daß er immer nur dieselbe Antwort geben könnte."

Mit dieser zarten Huldigung, die der schwärmerische Italiener mit seiner poetischen Erzählung den Frauen darbringt, wollen wir die Reihe unserer Citationen beschließen.

Wir sehen aus allem Angeführten, daß es in allen Kulturländern die bedeutendsten Männer nicht verschmähten, sich in der eingehendsten Weise mit der Frau, deren Erziehung, Wesen und Beruf zu beschäftigen und dem Studium dieser Dinge einen großen Theil ihrer Zeit zu widmen. Alle diese Männer sind zweifellos der Ansicht gewesen, daß die Erziehung der weiblichen Jugend und die Stellung der Frau in der Gesellschaft im innigsten Zusammenhang steht mit dem Gedeihen des Gemeinwesens und der Wohlfahrt des Volkes.

Thomas Buckle, einer der größten Denker unserer Zeit, sagt in einem „Der Einfluß der Frauen auf die Entwickelung der Wissenschaft" betitelten Essay Folgendes: „Es hat niemals in der Wissenschaft oder in der Kunst einen Mann gegeben, der es bis zur Vollkommenheit gebracht hätte, wenn in seinem Leben die segensreiche Einwirkung der Frau fehlte. Selbst dann, wenn ein solcher Mann das Höchste in seiner Kunst leistete, findet sich in seinen Werken eine gewisse Trockenheit, eine gewisse Armuth, ein gewisser freudloser Zug."

Dasselbe, meine ich, kann man ebenso gut von jedem anderen Manne und auch von einer ganzen Nation sagen. Denn es hat sich niemals eine Nation jenen großen Zielen und Idealen genähert, die uns durch die Kultur vorgezeichnet sind, wenn sie ihre Bürger nicht früher schon zur Achtung der Frauen erzogen hatte. Eine Nation, die das nicht gethan hat, kann allenfalls Schlachten gewinnen, sie kann sich leidlich regieren und zu materiellem Wohlstand gelangen, aber die Aufgaben, welche einem jeden lebensfähigen zivilisirten Volke aufgegeben sind und zu deren Lösung allenfalls viel praktischer Sinn gehört, welche aber auch ohne eine gewisse Art der idealen Gesinnung nicht zu bewältigen sind, diese Aufgaben, sage ich, wird ein nicht zur Achtung der Frauen erzogenes Volk nie erfüllen.

Die Sitte der Polterabendfeier

ist ein uralter deutscher Volksbrauch, dessen erstes Vorkommen sich am deutlichsten am Niederrhein und im Bergischen nachweisen läßt. Das junge Brautpaar hatte bezüglich seines Vorlebens, etwaiger Liebeshändel und dergleichen bei den Altersgenossen eine sehr strenge Kritik zu bestehen. Fiel diese ungünstig für beide Theile aus, so gab es, je nach der Art des Falles, einen bestimmten Schabernack, wie Katzenmusik, Aufstellung einer Vogelscheuche, Häckselstreuen oder leeres Stroh dreschen. Fand man aber an dem Paare nichts auszusetzen, so wurde eine allgemeine Betheiligung in Ehren bei der Hochzeit beschlossen. Die Betheiligung begann mit dem Polterabend. Um dem jungen Paare eine glückliche, ruhige Wohnstätte zu bereiten, wurden aus dem Hause, welches als eheliche Wohnung bestimmt war, die bösen Zank- und Plagegeister ausgetrieben. Zu dem Zwecke wurde in dem Hause ein Mordspektakel vollführt. Alle Fensterläden wurden geschlossen, jede Oeffnung zugekeilt und nur die Hausthür weit offen gelassen, durch welchen die Geister entwischen konnten. Dann ward oben unter dem Dache mit schrecklichem Gepolter begonnen, mit Wasser in allen Winkeln herumgespritzt, mit Stöcken auf Wände und Holztäfelung geklopft und mit Bannsprüchen Spiegelfechterei getrieben, um die Geister zu bannen und zu verjagen. Von oben ging es abwärts durch alle Räume bis in den Keller und dann fürchterlich tobend die Kellertreppe hinauf zur Hausthür hinaus. Bruchstückweise hat sich diese Sitte durch ganz Deutschland noch erhalten. Am meisten verbreitet ist der Gebrauch, in der Nähe der Brautwohnung dadurch zu lärmen, daß man den ganzen Vorrath an schadhaftem Töpfergeschirr mit Gewalt zertrümmert. In den Städten ist die ursprüngliche Bedeutung des Polterns am Hochzeitsvorabend bereits aus dem Volksbewußtsein geschwunden, so daß man den Polterabend nur noch als Abschiedsfeier aus dem Junggesellenstande ansieht und durch Lieder, Vorträge und dramatische Aufführungen dementsprechend begeht.

Freiwilliger Opfertod b. d. Hindus.

Ein Begebniß, welches sich unlängst in einem indischen Dorfe zugetragen hat, beweist, daß die jahrhundertelange Berührung mit Europäern die Hindus noch nicht völlig von dem gräßlichen Gebrauch des freiwilligen Opfertodes zu emanzipiren vermochte. Der Hergang ist folgender: Vor einigen Jahren geschah es, daß zwischen zwei Dörfern des Mhairwara und des Tonk Durbar Verhandlungen wegen Grenzstreitigkeiten gepflogen wurden. Im Verlaufe des Prozesses wurde ein Mhairwara-Dorf, welches ausschließlich von Brahminen bewohnt wird, dem Besitz des Nabobs von Tonk überwiesen. Seitdem versuchte die neue Verwaltung, auch hier Steuerabgaben zu erlangen; thatsächlich brachte sie es so weit, von den Ernte-Erträgnissen Abgaben bis zur Höhe von 500 Rupien zu erzwingen.

Vier Jahre hindurch bemühten sich die Dorfbewohner vergeblich, durch Deputationen an den Durbar zu ihrem Recht zu kommen. Vor einigen Wochen nun sendete die Distrikts-Verwaltung abermals eine Expedition nach dem Dorfe, Steuern einzutreiben, und dies erregte unter den Dorfbewohnern die wildeste Verzweiflung und Muthlosigkeit. Die Brahminen hielten eine Versammlung ab, in welcher die Ueberzeugung ausgesprochen wurde, daß der Trotz des Staathalters nur durch ein Johur, daß heißt durch die Aufopferung von Menschen zum Besten des Volkes, gebrochen werden könne. Darauf erklärten sich drei Männer und vier Frauen bereit, freiwillig in in den Flammentod zu gehen.

Doch die Frauen wollten nicht zulassen, daß ein Mann sterben sollte, und demgemäß wurde beschlossen, den Wünschen der Frauen kein Hinderniß in den Weg zu legen. Man sammelte ohne Zögern Holz und Werg und errichtete die Scheiterhaufen. Im letzten Augenblicke wurden zwei der Frauen vom Schrecken erfaßt und standen von ihrem Vorhaben ab. Die beiden Anderen starben muthig den Opfertod. Als die Flammen emporschlugen, forderten sie die Umstehenden auf, ihnen die Hände abzuschneiden, ihre Söhne herbeizurufen, diesen aufzutragen, die abgetrennnten Gliedmaßen vor den Statthalter zu bringen, damit derselbe nicht behaupten könne, das Menschenopfer hätte niemals stattgefunden.

Nun traten die Söhne an die Scheiterhaufen heran, die Unglücklichen boten ihre Hände dar und drei derselben wurden abgeschnitten. Einige Minuten später hatten die Frauen ihr Leben ausgehaucht. Während dieses gräßlichen Schauspieles brachten sich mehrere Brahminen mit Messern Wunden bei und bespritzten mit ihrem Blute die Scheiterhaufen.

Alles das trug sich am hellen Tage im Verlaufe von zwei Stunden zu.

Während dessen waren die Distriktsbeamten mit der Abschätzung der Ernte beschäftigt und als sie von den Vorbereitungen zum Johur hörten, ergriffen sie die Flucht. In Odeypore ist nun eine Untersuchung über den Vorfall eingeleitet worden. Dort hatten sich die Dorfbewohner eingefunden, um die abgeschnittenen Hände sammt den Wünschen der unglücklichen Opfer zu überbringen.

Illustrirtes Sonntags-Blatt

der

„Thorner Presse".

Verlag von C. Dombrowski in Thorn.

№ 6. | 2. Quartal. | 1887.

Die Geprüften.

Erzählung von Th. Aldermann.

(2. Fortsetzung.)

[6]

(Nachdruck verboten.)

Wohl bewegten Bruno noch oft die Thränen der Mutter, doch nur so lange er ihr Auge auf sich gerichtet fühlte. War er von ihr fern und sah ihr thränenreiches Antlitz doch noch im Geiste, so griff er schnell zu den berauschendsten Getränken, um Vergessen zu finden. Darin hatte der wilde John endlich den Vasallen gefunden, den er sich noch brauchbarer zu machen gedachte, und auf den Lippen der Mutter war jeder Vorwurf erstorben.

Heute war Bruno indeß erwacht, als ob die letzte Vergangenheit nichts mehr als ein schrecklicher Traum für ihn gewesen sei, aber auch gleichzeitig, als ob dieser schreckliche Traum ihn zum Fremdling in der Heimath verwandelt hätte. — Er sah sich in dem kleinen Stübchen um und der leere Raum, die kahlen Wände fröstelten ihn an. Wo hatte die Mutter nur das kleine Bild des Vaters im silbernen Rahmen hingehängt und die goldene Uhr, welche sie als erstes Geschenk von ihm erhalten? Beide theueren Erinnerungen einer glücklicheren Zeit hatte sie bisher selbst in größter Noth festgehalten, sie ihre Reliquien genannt, von denen sie sich nicht trennen könne. Und nun waren sie doch fort — vielleicht um seinetwillen verkauft. Armes, gequältes Mütterchen, nun hast Du nichts mehr, als einen lasterhaften Sohn, der wohl begreift, daß Dir der Tod endlich werther, als das Leben erscheint.

In seinen nagenden Gewissensvorwürfen blickte der Jüngling ganz verzweifelt um sich; und als er seine Trompete an der Wand hängen sah, riß er das Instrument herunter, warf es zur Erde und trat mit den Füßen darauf.

„Bruno, bist Du Deiner Sinne nicht mehr mächtig? Unglückskind, was thust Du hier?" rief eine zitternde Stimme hinter ihm. Frau Roth war mit ihren leisen Schritten in das Zimmer eingetreten, ohne von dem Erregten gehört zu werden.

Bei ihren ängstlichen Zurufungen schreckte er jedoch mächtig zusammen, stieß die Trompete weit von sich und sank, ehe die bleiche Frau es hindern konnte, vor ihr in die Knie.

„Mutter! Mutter, rette mich, entreiße mich dem schrecklichen Leben, das ich bisher geführt habe, nur Dir allein soll mein besseres Dasein wieder gehören, Du hast es mir auch versprochen, Du hast in der Nacht gesagt, daß Du mich retten könntest, retten wolltest!"

„Zuerst sage mir, weshalb Du dort das unschuldige Instrument vernichten wolltest?"

„Es ist nicht unschuldig, es hat mich in das Verderben geführt."

„Mein Sohn, häufe nicht Vorwürfe, die Du Dir nur allein machen kannst, auf todte Gegenstände!"

„O Mutter, mich zermalmen die Vorwürfe! — Aber ich möchte ja gern ein anderer Mensch werden!"

„Sprichst Du wirklich im Ernst?"

„Ach Mutter, daß Du an meiner Besserung noch glauben könntest!"

„Bruno, ich will mich daran klammern, wie der Ertrinkende an seinem Rettungsboot; allein was Du sprichst, ist noch keine Handlung. Zu Deiner Umkehr gehört ein starker Wille und ein fester Charakter!"

„Ich will mir Charakterstärke erobern, wenn Du mich Unwürdigen nur wieder zu Dir erheben wolltest."

„Zu mir?!" Die bleiche Frau blickte schmerzlich vor sich nieder; aber wohl längst gewöhnt, alles Weh in sich zurückzudrängen, ging auch diese Bewegung schnell wie ein Farbenspiel durch ihre Züge hin.

„Mein Sohn," begann sie, indem sie mit ihrer weichen Hand über das wollige Haar Bruno's strich, da er noch immer vor ihr kniete, „sprich nicht von Umkehr, nicht von dauernder Besserung, denn wie wolltest Du Dich von Deinem bösen Geiste, dem wilden John, wohl befreien?"

„Von dem bin ich schon befreit, Mutter, und damit Du meiner Versicherung auch Glauben schenkest, will ich Dir meine vollste Schmach mittheilen!"

„Bruno!"

„O Mutter, erschrick nicht, ich selbst habe nichts begangen. John regte mich gestern zum Kartenspiel mit einem Fremden an, und obgleich



Kaiser Alexander III. von Rußland.